

Neuerscheinungen geschichtlicher Werke über schwyzerische Themen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz**

Band (Jahr): **93 (2001)**

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Buchbesprechungen wurden von Dr. Erwin Horat, Dr. Albert Hug, Peter Inderbitzin, Andreas Meyerhans, Kaspar Michel jun., Gerhard Oswald, Hans Steinegger, Dr. Werner Vogler und Dr. Josef Wiget verfasst.

Das Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Hl. Kreuz Lachen. – Schwyz, 2001.

Verpflichtungen gegenüber den Verstorbenen bildeten im Alltag der Antike eine prägende und stets präsente Faktizität. Die allgemeine Vorstellung von einem Weiterleben nach dem Tode, aber auch Glaube und Befürchtung von einer Einflussnahme der Verstorbenen auf das Leben der Hinterbliebenen gaben der Sorge um die Toten in der Grabpflege und in regelmässigen Opfern eine besondere Priorität. Demgegenüber kümmerten sich die frühen Christen viel weniger um ihre Verstorbenen, die Totensorge nahm einen bescheidenen Platz ein. Die Überzeugung, dass Gott «die Toten lebendig macht» (Röm. 4, 17) und sie zum ewigen Leben erweckt (2. Kor. 1, 9), liess ihnen den Todestag zum eigentlichen Glückstag, zum Geburtstag zu ewigem Leben erscheinen. Der ebenfalls in der Antike oft aufwändig gefeierte «dies natalis» verlor seit Tertullian und Ambrosius folglich an Bedeutung. In gläubigem Vertrauen überliessen die Christen die Seelen der Verstorbenen Gott, der sich ohne Zutun der Menschen ihnen annehmen wird. Trotz dieser Zuversicht um das Heil der Toten wuchs zunehmend das Bedürfnis, sie nicht der Erinnerung zu entziehen. So verbreitete sich seit Tertullian, besonders aber seit Augustinus, der Brauch, ihrer im Messopfer beim Gedächtnis an den Tod Christi zu gedenken. Zum Motiv der «memoria» trat mehr und mehr auch eine Ungewissheit über das Heil der Verstorbenen. Sicher war man sich nur bei Märtyrern und Heiligen, die bei Gott ewiges Heil genossen. Auf ihre Kraft und Fürbitte vertraute man in Messen für die eigenen Verstorbenen. Im liturgischen Kalender erlangten solche Votivmessen eine zunehmende Bedeutung.

Mit der Sorge um das Heil der Verstorbenen und auch um das eigene Seelenheil verband sich nun noch eine karitative Absicht. Die Wurzeln dafür reichen ebenfalls in

einem gewissen Sinn bis in die Antike zurück; man erinnere sich an die populären Totenmähler, an das Fest der lieben Verwandtschaft (*cara cognatio*). Das Gedächtnis der Verstorbenen und die Stiftung für das Seelenheil führen so zu einem Konnex von Toten- und Armensorge. Das ist gemeint, wenn die schriftlichen Quellen von «Selgrät, Selengrät» reden: Eine Vergabung, eine Stiftung zum Heil der Seele (*remedium animae*). Das konnte beispielsweise eine Liegenschaft, ein Grundstück sein, dessen Zinsertrag u.a. einem bestimmten Zweck in der Armenfürsorge zufluss.

Als «Überreste» gewissermassen dieses religiösen Denkens und Handels haben sich die Jahrzeitbücher erhalten – in unserem Raum seit dem 15. Jahrhundert. Über den Charakter und den Aufbau eines solchen Kirchenbuches konnten anlässlich der Anzeige der Edition des Jahrzeitbuches der Pfarrkirche St. Martin, Schwyz, (MHVS 92/2000, S. 208f.) bereits einige wenige Anmerkungen gemacht werden. Die dort geäusserte Hoffnung, dass die Herausgabe von Jahrzeitbüchern ihre Fortsetzung finde, geht nun erfreulicherweise zwei Jahre später mit Band 2, dem Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Hl. Kreuz, Lachen, in Erfüllung. Die Anfänge der Pfarrei Lachen stehen im Zusammenhang mit der Hl. Kreuzkapelle. Im 15. Jahrhundert errichtete man hier eine Kaplanei und vergrösserte 1476 die Kapelle. Am 4. Mai 1520 erhob Papst Leo X. Lachen zu einer selbständigen Pfarrei, was die Abkürzung von der Mutterpfarrei Altendorf bedeutete.

Auch der zweite Band der Jahrzeitbücher des Kantons Schwyz wurde wiederum von Franz Auf der Maur bearbeitet. Er besorgte mit grossem Fleiss und einem beachtlichen zeitlichen Aufwand erneut eine vorzügliche Edition eines umfangreichen Textes. Das Jahrzeitbuch, ein stattlicher Band in den Massen 36 x 30 x 7.5 cm, ist äusserst dicht beschrieben und überdies in einzelnen Textpartien nicht leicht zugänglich. Mit der Edition dieser frühneuzeitlichen Quelle wird nicht nur der Zugriff auf den Text und dessen Lesbarkeit erleichtert. Ein sorgfältig gestaltetes Beiwerk bildet für die wissenschaftliche Nutzung ein wertvolles und unverzichtbares Instrumentarium.

So bietet auch der zweite Band der Jahrzeitbücher des Kantons Schwyz zunächst einen kurzen geschichtlichen

Abriss zur Entwicklung der kirchlichen Strukturen im Raum Altendorf-Lachen. Im Kommentar zur Handschrift wird u.a. die Frage der Datierung – sie wird vorsichtig auf das ausgehende 16. Jahrhundert angesetzt – auch im Zusammenhang mit der (eher unwahrscheinlichen) Möglichkeit eines Vorgängerjahrzeitbuches diskutiert. Nicht bekannt ist, wer das Jahrzeitbuch anlegte und die ersten Einträge besorgte. Es werden Möglichkeiten zur Sprache gebracht. Generell ist dazu zu sagen, dass bei einer nicht geringen Zahl der innerschweizerischen Jahrzeitbücher der erste Schreiber nicht namentlich bekannt ist. Oft boten sich «Spezialisten» an, die als Auftragsarbeit Jahrzeitbücher zuweilen für mehrere Kirchgemeinden anlegten, wie etwa der Dominikaner Jakob von Aegeri für einige Kirchen in Uri. Auch Land- bzw. Stadtschreiber, Lehrer und Geistliche kamen in Frage. Dem Jahrzeitbuchtext vorangestellt werden die editorischen Grundsätze. Dies ist notwendig, da für die Herausgabe mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Texte – leider – keine durchgehend allgemeingültigen Normen bestehen. Die für die Schwyzer Jahrzeitbücher gesetzten Richtlinien überzeugen, auch wenn man da und dort eine andere Meinung vertreten könnte. Der edierte Jahrzeitbuchtext bietet sich in einem vorzüglichen Layout an. Die Haupthand und die Nachtragshände werden durch zwei Schriftgrade unterschieden. Überzeugend wirkt die Zusammenfassung längerer Einträge, die im Original – wohl aus Platzgründen – gelegentlich auf mehrere Stellen im Buch aufgeteilt sind. Die originale Konzeption ist dank Folienangaben leicht erkennbar. Der Anmerkungsapparat ist der üblichen Praxis entsprechend in textkritische Hinweise und Sachanmerkungen aufgeteilt. Im Anhang zur Edition findet sich ein umfassendes Register, das alle im Jahrzeitbuch und in den Anmerkungen vorkommenden Personen-, Orts- und Flurnamen in historischer und normierter Schreibweise erfasst.

Jahrzeitbücher sind wegen ihrer Struktur – das deutlich erkennbare, zuweilen rubrizierte Kalendarium – zwar unverwechselbare Kirchenbücher. Dennoch kann der Inhalt ein durchaus eigenes Gepräge bekommen, was die auf den Kalender bezogene Dichte der Eintragungen, die Gewichtung und Ausführlichkeit bei den Geschlechterjahrzeiten, die Darstellung der Stiftung und schliesslich auch, was Marginalien, wie Chronikalisches, spontane Notizen und Vermerke der Schreiber betrifft. Bereits ein Vergleich der beiden Jahrzeitbücher Schwyz und Lachen lässt solche Unterschiede erkennen. Wie bei vielen anderen Anniversarien nennt das Jahrzeitbuch Lachen die meist auf Liegen-

schaften lastenden Sicherheiten der Stiftungen nicht. Aus der Sicht der Orts- und Flurnamenforschung – es sei gestattet, dies anzumerken! – ist das bedauerlich, zumal die Güter durch die Nennung von Anstössen in der Regel gut lokalisiert werden. Jahrzeitbücher der Region, die dieses zur Verfügung stellen, sind jene von Altendorf und Galgenen. Vielleicht führte man in Lachen parallel zum Jahrzeitbuch Kirchenurbare (Gültverzeichnisse); erhalten sind solche allerdings nicht.

Personennamen und ihre oft geschlechterbezogene Einbindung, das Stiftungsgut in Geldbeträgen und Naturalprodukten, Nutzniesser und die zugedachte Verwendung der Gaben machen Jahrzeitbücher zu einer hervorragenden Quelle für die heute so favorisierte sozialgeschichtliche Forschung. Einen besonderen wissenschaftlichen Wert erhalten die Kirchenbücher auch dadurch, dass sie oft über lange Zeit in Gebrauch waren. Das Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Hl. Kreuz in Lachen nutzte man, wie in der Einleitung zu lesen ist, bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Das ist zwar bemerkenswert, wenn auch ein liturgischer Gebrauch der Bücher über lange Zeit durchaus keine Seltenheit darstellt. Das Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Spiringen beispielsweise enthält Eintragungen von 1515 bis ins 20. Jahrhundert.

Die älteren Jahrzeitbücher des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit belegen auch in eindrücklicher Weise die Beziehung zur Schriftlichkeit. Keine Art von Schriftdokumenten der kirchlichen und weltlichen Verwaltung zeichnete sich selbst beim schreib- und leseunkundigen Volk durch eine so hohe Präsenz und Kontinuität aus wie die Jahrzeitbücher. Das regelmässige Verlesen der aktuellen Jahrzeiten im Gottesdienst hielt die Schriftlichkeit als eine Form vertraglicher Vereinbarungen im Bewusstsein.

An der Vernissage für das Jahrzeitbuch von Lachen am 23. August 2001 durfte man von Staatsarchivar Dr. Josef Wiget erfahren, dass der Historische Verein des Kantons Schwyz die Herausgabe weiterer Jahrzeitbücher plant. Das ist sehr erfreulich, zum einen, weil die beiden vorliegenden Bände als mustergültige Edition gelten dürfen, zum andern, weil im Kanton Schwyz noch eine stattliche Zahl von Jahrzeitbüchern, darunter auch spätmittelalterliche, wie etwa jene der Kirchen Ufenau, Wangen, Freienbach, Galgenen, Tuggen und Altendorf, sich ihrer besonderer Bedeutung wegen für eine Edition und wissenschaftliche Aufarbeitung anbieten, ja geradezu aufdrängen. (Hug)

Jörger, Albert. – *Genossame Wangen. Geschichte einer Allmeindgenossenschaft in der March, Kanton Schwyz. – Wangen, 2000.*

Im 216 Seiten starken Buch untersucht der gebürtige Wangner und Kunsthistoriker Albert Jörger nicht nur die 600jährige Geschichte der Genossame Wangen. Vielmehr beschreibt er, verpackt in das vergangene Geschehen dieser Korporation, zu einem beträchtlichen Teil auch die Entwicklung des Märchler Dorfes selber. Entstanden ist eine ansprechende Schrift mit Dutzenden von Fotos, Plänen, Stichen, Tabellen, Abbildungen von Originaldokumenten etc. Viele dieser Reproduktionen sind Erstveröffentlichungen und waren bis anhin der Allgemeinheit vorenthalten.

Albert Jörgers Darstellung ist umfassend und tiefgehend. Sie pflegt auch das Detail und deckt viele interessante und spannende Sachverhalte auf. Das Buch teilt sich in drei grosse Abschnitte. In einem ersten Teil (Hauptteil) wird die Geschichte der Genossame bis ins 20. Jahrhundert dargestellt. Einleitende Begriffserklärungen und Hinweise auf die erste Erwähnung des Dorfes Wangen und dessen Frühgeschichte erläutern die frühesten Spuren der Wangner Genossame. Spezielle Aufmerksamkeit findet die Edition des ersten noch erhaltenen Genossenbuchs von 1670. Das Buch enthält das Grundgesetz (quasi die Genossen-Verfassung) und eine umfangreiche Liste mit den Genossenbürgern. Die Transkription, welche 48 Seiten in Anspruch nimmt und Seite für Seite den Originaltext mit danebenstehender Übersetzung zeigt, gibt Aufschluss über Statutarisches, Bestimmungen über Strassenunterhalt, Zäunung, Wuhungen und Aufnahmebedingungen, ferner über die nutzungsberechtigten Wangner, die auf der Genossame sesshaften und die nichtnutzenden, ausserhalb des Kreises wohnenden Genossen. Im weiteren Verlauf der Genossengeschichte wird auf die Teilung von politischer Gemeinde und Genossame zur Zeit der Helvetischen Republik, die Auswanderungsproblematik, die Neuregelung des Nutzungsrechts anno 1806 und die schwere Geburt der Statutenrevision von 1894 eingegangen.

Wertvoll ist die Beschreibung der verschiedenen Ämter, Funktionen und Organe der Genossame. Ausführungen zu den einzelnen nutzungsberechtigten Familien, zur Landnutzung durch Genossenbürger und den finanziellen Aspekten der Genossame sind weitere wesentliche Punkte, die Albert Jörger historisch beleuchtet hat. Dass er auch mit heiklen Themen keine Berührungsängste hat, beweist die zitierte Affäre des Bezirksamanns, der beträchtliche

Summen an Genossengeldern für seine eigenen Zwecke missbrauchte. Wegen den durch diese Veruntreuungen entstandenen finanziellen Defiziten hatte die Genossame Wangen noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Konsequenzen zu tragen. Auf über 25 Seiten stellt der Autor den genosseneigenen Güterbestand vor. Augenfällig ist die Vielfalt an Liegenschaften, welche die Genossame Wangen ihr eigen nennen kann. Die Palette geht von Alpen über Uferzonen bis hin zu Wald und Forst. Steinbrüche, Naturschutzgebiete und grosse Ställe gehören ebenso dazu. Abgerundet wird der Teil über die Liegenschaftengeschichte durch die Erläuterung der Siedlungs- und Bauentwicklung auf den heutigen Genossenländern. Welche Bedeutung die in der March seit den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts langsam wachsende Industrialisierung für Wangen hatte, wird anhand der Gewässernutzung verdeutlicht. Pionierhaft wirkte in diesem Bereich der Zürcher Kaspar Honegger (1804–1883), der im Bezirk und in Wangen mehrere Fabriken erbaute und die Industrialisierung am linksufrigen Obersee verdienstvoll förderte.

Im zweiten Teil des Buches wird die jüngere Geschichte der Genossame chronologisch niedergeschrieben und liefert eine wertvolle, Jahr für Jahr mit aufschlussreichen und ausführlichen Vermerken angereicherte Ergänzung zum ersten, grossen Hauptteil des Bandes. Im Anhang, dem dritten Teil, finden sich ein Verzeichnis der Amtsträger der Genossame Wangen, eine Beschreibung des Archivs und die aktuellen Statuten von 1992.

Die Jubiläumsschrift zum 600jährigen Bestehen der Genossame Wangen ist ein gelungenes Werk. Trotz einer fundierten wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas und einer mit ausgedehntem kritischen Apparat versehenen Darstellung der bewegten und spannenden Vergangenheit der Allmeindgenossenschaft kommt das Werk ausserordentlich gut lesbar und kurzweilig daher. Überzeugend ist nicht zuletzt das graphische Konzept, das Layout und die Gestaltung des Buches. Eine Fülle von Abbildungen lockert und vervollständigt den Text in idealer Weise und führt den Leser durch eine gelungene und einzigartige Bildauswahl zurück in die Vergangenheit der Genossame. Diese kann sich als Herausgeberin glücklich schätzen, über eine so umfassende und beachtenswerte Chronik zu verfügen. Mit der gesamtheitlichen Betrachtung der Genossengeschichte Wangens ist Albert Jörger nicht nur eine vorbildliche Darstellung einer Märchler Korporation gelungen, sondern eine wertvolle Geschichte des Dorfes am Südwestfusse des Buchbergs. (Michel)

Glaus, Beat. – Reichenburgs Ablösung vom Kloster Einsiedeln 1798–1833. – Lachen, 2000 (Marchring; Heft 42).

Ortsgeschichten sind im Kanton Schwyz dünn gesät, das trifft auch für die Gegenwart zu. Aus diesem Grund freut sich der historisch interessierte Leser umso mehr über die neueste Publikation in der Reihe der «Marchring Hefte». Dr. Beat Glaus beschäftigt sich seit einigen Jahren mit der Geschichte seiner Heimatgemeinde, die Darstellung «Reichenburgs Ablösung vom Kloster Einsiedeln 1798– 1833» ist das erste Produkt seiner Arbeit.

Die Reichenburger Geschichte ist spannend, und sie passt auf den ersten Blick nur schwer zur Entwicklung der March-Gemeinden, denn Reichenburg unterstand bis 1798 dem Fürstabt von Einsiedeln. Diese Voraussetzung erklärt den komplizierten Weg des Dorfes in den schwierigen Jahren der Helvetik, der Mediation und der Restauration. Es schwankte, hin- und hergerissen zuerst zwischen Schwyz und Glarus (Kanton Linth) und später zwischen der Eingliederung in die March oder der Rückkehr unter die Klosterherrschaft. Es gelingt dem Autor eindrücklich, die verschiedenen Positionen darzustellen, die von Reichenburger Persönlichkeiten vertreten wurden. Dabei zeigt es sich deutlich, dass die Politik/Geschichte von Menschen gemacht wird; Menschen mit Interessen, die ihre Stellungnahme beeinflussen. Und weil das Dorf eine kleine Welt ist, prallen die verschiedenen Meinungen resp. ihre Protagonisten hart aufeinander.

Beat Glaus hat den Stoff in vier Kapitel eingeteilt. Das erste resümiert kurz die Vorgeschichte bis 1798. Das zweite behandelt die Jahre der Helvetik und der Mediation. In dieser Phase hat sich Reichenburg vom Kloster Einsiedeln gelöst und ist als Teil des Distrikts Schänis dem Kanton Linth zugeteilt worden. Die Kämpfe zwischen französischen und kaiserlichen Truppen haben auch in Reichenburg ihre Spuren hinterlassen. Nach dem Ende der Helvetik hat sich Reichenburg der March angeschlossen. Im dritten Kapitel stehen die turbulenten Jahre zwischen 1814 und 1817 im Mittelpunkt, diese Ereignisse werden auch als «Reichenburger Handel» bezeichnet. Die Auseinandersetzung drehte sich um die Frage, ob Reichenburg unter die Herrschaft des Klosters Einsiedeln zurückkehren oder als eigenständige Gemeinde Teil des Bezirkes March bleiben sollte. Die Wogen gingen hoch, die Anhänger der beiden Lager strebten ihr Ziel tatkräftig an. Die Klosterpartei setzte sich durch: die Restauration, die Wiederherstellung der Verhältnisse vor 1798, lässt sich an diesem Beispiel sehr gut darstellen. Im vierten Kapitel schliesslich behandelt der

Autor den Übergang in den Bezirk March und die endgültige Trennung vom Kloster Einsiedeln. Auch dieser Schritt ist vor dem Hintergrund der allgemeinen politischen Situation zu sehen. Die Regeneration führte zum Ende der Restauration, in diesem Aufbruch hat auch Reichenburg über sein Schicksal neu entschieden.

Beat Glaus stellt die Geschichte von Reichenburg anschaulich und verständlich dar. Dank seines reichen Wissens verknüpft er die Ortsgeschichte geschickt mit den Abläufen der «grossen Geschichte» und charakterisiert entscheidende Wegmarken sowie Personen mit treffend ausgewählten Zitaten. Das «Marchring Heft» ist gut illustriert, teilweise mit Originalfotos und teilweise mit Zeichnungen. Man wünscht sich für den Kanton Schwyz eine Fülle solcher ausgezeichneten Ortsgeschichten. (Horat)

Bürgi-Lüönd, Luzia. – Steinen, Dokumente und Geschichten aus dem Gemeindearchiv. – Schwyz, 2001 (Schwyzer Hefte, Band 78).

Zu Steinen, seiner Geschichte und zu vielen seiner landes- und volkskundlichen Eigenheiten existiert eine ansehnliche Liste von Publikationen. Die wesentlichen Arbeiten werden von der Autorin am Anfang des Schwyzer Heftes über Steinen vorgestellt. Die Zusammenfassungen der Inhalte sind wertvoll, erlauben sie doch einen breiten Zugang zur Geschichte des alten und bedeutenden Schwyzer Dorfes. Das Literaturverzeichnis am Schluss des 72 Seiten starken Heftes gibt noch zahlreiche weitere Titel an. Das Bändchen ist aus der Arbeit im Gemeindearchiv Steinen herausgewachsen. Es öffnet einen für unseren Raum noch etwas ungewohnten Weg zur Kenntnis der lokalen Historie. Zwar entstand keine «Gemeindegeschichte» im traditionellen Sinne, die Sammlung von Archivgeschichten lässt jedoch ein äusserst lebendiges Bild eines Dorfes im 19. und frühen 20. Jahrhundert entstehen. Die Strukturen der kleinen Welt sind deutlich erkennbar: wichtig waren die Bahn als Anschluss an das Grössere, die Ruhe und Ordnung im Dorf, der Umgang mit sozial schwierigen Dorfgenossen, die Ausübung der politischen Rechte, die Fragen um Lehrer, Schulhäuser und Schulgeld, das Wirtschaften ganz allgemein, die Sorge um das gute tägliche Brot, die Führung von Wirtshäusern, das Brennen und Branntweinhandeln. In einer Gemeinde, die in permanenten Geldnöten steckte, erwiesen sich die Arbeiten an den Strassen und für den Schutz vor dem Wasser als besonders schwierig. Es sind Aufgaben, die unter veränderten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen auch

heute noch den Gemeinden aufgebunden sind; der Vergleich über die Jahrhunderte ist für den Kenner der lokalen Verhältnisse reizvoll. Die Zeiten, da in Dörfern wie Steinen noch ein Kaplan wirkte, der auch noch den Kamin selber zu reinigen hatte, sind allerdings in weite Ferne gerückt. Das Schwyzer Heft 78 greift aus dem vollen dörflichen Leben, es erbringt auch den Beweis, dass die Archive unserer Gemeinden unendlich viel wertvolles Gut aufbewahren; es will jedoch geordnet und geborgen sein, wie es in Steinen geschah. (Wiget)

Mettler, Alois und Simon. – Familienchronik der Mettler vom Schönenboden und Ober-Äschi, Goldau. – Arth, 2001.

Im Jahre 1727 kaufte Josef Joachim Mettler (1666–1743), der Urahn der Autoren, die damalige Sentenweid Schönenboden, und seither ist das Heimwesen im Besitze seiner Nachkommen und wird von ihnen bewirtschaftet. Zwei Urenkel von Josef Joachim Mettler erwarben 1818 die angrenzende Liegenschaft Äschi, auch deren Nachfahren sind immer noch Besitzer dieses Heimwesens.

In unserer hektischen Zeit darf eine solche mehrere Generationen umfassende Sesshaftigkeit als grosse Seltenheit angesehen werden und wird für die Herausgeber mit ein Grund gewesen sein, «ihre» Geschichte zu bearbeiten, sie zu dokumentieren, Unklarheiten auf den Grund zu gehen und verwandtschaftliche Spurensuche zu betreiben. Mit bedachtem Eifer und mit viel Liebe zu ihren Wurzeln und ihrer Scholle konnten vergessene Ereignisse ans Licht gebracht werden. Durch den frühen Bau von Erschliessungsstrassen wurden diese Bergliegenschaften näher zum Dorf gebracht, der persönliche Einsatz an Geld und Arbeit kann dabei nur schwer ermessen werden. Trotz der mit der besseren Erschliessung verbundenen Ertragssteigerungen waren Auswanderungen von Mettler-Angehörigen nach Nord- und Südamerika unvermeidlich, deren Spuren können in der Chronik nachvollzogen werden.

Familiengeschichten, mögen sie auch das grosse Weltgeschehen nicht beeinflussen, sind trotzdem in den unabänderlichen Zeitenlauf eingebunden. Die beträchtlichen Auswirkungen des Goldauer Bergsturzes fliessen daher in die Familienchronik Mettler ein wie auch das Engagement beim Goldauer Kirchenbau. Mit dem Einbezug solcher lokaler Ereignisse lesen sich Familienchroniken viel farbiger, vielfach erhalten auch besondere Taten und Werke der geschilderten Personen eine andere Wertung. Dieser Blick über den Zaun ist den Autoren durchaus gelungen. (Inderbitzin)

Wiget, Josef. – Heinrich Fridolin Reding (1624-1698). Ein bewegtes Soldatenleben aus dem 17. Jahrhundert. Kleine Schriften zur Ital Reding-Hofstatt. Heft 2. – Schwyz, 2000.

Nachdem 1999 ein erstes Heft mit einem Überblick über die Redings im Dienste der französischen Könige herausgegeben wurde, kann der Schwyzer Staatsarchivar bereits ein Jahr später ein zweites Heft im Rahmen der losen Reihe «Kleine Schriften zur Ital Reding-Hofstatt» publizieren. Mit der Beschreibung des bewegten Soldatenlebens des Heinrich Friedrich Fridolin Reding (1624–1698) dokumentiert der Autor den militärischen und politischen Werdegang eines typischen Vertreters der Schwyzer Militärunternehmerfamilie Reding. In der Tat kann dieser bekannte Repräsentant der Familie auf ein bewegtes und aufregendes Leben zurückblicken. Bereits im Alter von 16 Jahren steht er als Leutnant im Dienste der Kompanie seines Vaters, Landammann Wolf Dietrich Reding (1593–1687). Mit dieser Reding'schen Gardekompagnie, deren Eigentümer er bald selber wird, steht er in ganz Frankreich und später für längere Zeit in Italien für die französischen Krone im Einsatz. Anhand der heute noch erhaltenen Rechnungsbücher der Kompanie konnte der Autor die abenteuerliche Geschichte von Heinrich Friedrich Reding über seine Gefangenschaft bei Seeräubern in Orbitello während mehrerer Monate rekonstruieren. Weit mehr Sorgen dürfte dem Offizier in französischen Diensten das wechselhafte und launische Verhalten seiner Landsleute an der heimischen Landsgemeinde gemacht haben. Der Schwyzer Souverän, der sich in Abständen unberechenbar zu den Forderungen und Versäumnissen des französischen Königs und seiner Schwyzer Soldunternehmer stellte, gefährdete nicht selten den einträglichen Soldatenhandel der einflussreichen Familien, auch der Redings. Doch nicht nur durch diesen Umstand, sondern auch durch die Querelen unter den Schweizer Offizieren bei Hofe und zwischen Soldgeber und Soldnehmern war Heinrich Friedrich Reding nach einer anfänglich glänzenden Karriere nicht mehr in vorderster Linie bei den Schweizer Offizieren in Frankreich. Gemäss der Tradition begann für den verdienstvollen Heimkehrer aus fremden Diensten die zivile Laufbahn durch die politischen Ämter. Schon 1652 begann er diese als Obervogt in den Höfen, weilte aber zu dieser Zeit teilweise noch im Ausland. Einen markanten Auftritt sicherte Heinrich Friedrich Reding der Erste Villmergerkrieg, in welchem er sich als Verteidiger des von den Zürchern bedrohten Städtchens Rapperswil einen Namen gemacht hat. Ob er in diesen Wochen den Zürcher

Hauptmann Hans Hofmeister in ritterlichem Duell entleibte oder einfach nur mitverantwortlich war an der scheusslichen Ermordung des Hauptmanns und grausamen Schändung seiner Leiche, wie das Wädenswiler Pfarrbuch beschreibt, bleibt im Ungewissen. Unbestrittene Verdienste erwarb sich Reding als eidgenössischer Kriegsrat und Experte für militärische Fragen als «General Obersten Wachtmeister» im Rahmen des Badener Defensionals von 1668. Nachdem sich aus vorwiegend innenpolitischen Gründen in Schwyz anfänglich Misstrauen und später eine starke Opposition gegen die Wehrordnung regte, bedrängte man Kriegsrat Reding und andere Protagonisten der schwyzerischen Politik mehrmals und beschuldigte sie, entgegen den Interessen von Volk und Land gehandelt zu haben. 1682 übertrug die Landsgemeinde Reding das Amt des Bannerherrn und wählte ihn 1694 zum Landesstatthalter.

Mit der kurzen Lebensbeschreibung des Heinrich Friedrich Fridolin Reding vermittelt die Schrift von Josef Wiget nebst den biographischen Stationen eines typischen Schwyzer Militärunternehmers, der selber eine rechte Zeit seines Lebens in fremden Diensten stand, auch wertvolle Informationen über Zusammensetzung, Zustand und Aktivitäten einer klassischen Schweizerkompanie unter fremder Flagge im 17. Jahrhundert. Allein die Tatsachen, dass im Rödel von Redings Gardekompanie nur ein kleiner Teil aus Schwyzern oder Schweizern bestand oder ein beachtlicher Anteil an Deserteuren verzeichnet wird, lässt erahnen, dass unsere Vorstellungen von den heldenhaften Schweizer Kontingenten in fremden Diensten relativiert werden müssen. Quellen sind der Wirklichkeit näher als verklarte Erzählungen. Wenn der Beitrag von Josef Wiget auch nur ein kurzes Schlaglicht auf einen Ausschnitt aus dem Wirken eines Schwyzer Militärunternehmers und Politikers wirft, so sind die Ansätze doch höchst aufschlussreich und anregend für weitläufigere Forschungen. Die Hoffnung auf weitere interessante Hefte zu den Redings aus der Hofstatt bleibt lebendig. (Michel)

Bruhin, Herbert. – Thomas A. Bruhin, 1835–1895, Biographie eines Theologen aus Pflicht und Botanikers aus Leidenschaft. – Schwyz, 2001.

Erstaunlich ist schon das Umschlagsbild des Bandes. Es zeigt ein klassisches Familienfoto gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die Besonderheit an der Szenerie ist augenfällig. Der stattliche Vater, der fürsorglich und liebevoll hinter seiner Frau und seinem Sohn steht, trägt einen römischen Kragen, das Zeichen des Geistlichen. Allein schon dieses Bild weckt

das Interesse des Lesers. Der geheimnisvoll anmutende Untertitel «Biographie eines Theologen aus Pflicht und eines Botanikers aus Leidenschaft» trägt das Seinige bei, um gänzlich in den Bann gezogen zu werden. In der Tat weist nicht nur Inhalt, sondern auch Entstehung der Schrift einige Besonderheiten auf. Der Verfasser, Dr. Herbert Bruhin aus Riehen BS, ist das Grosskind des Geistlichen Thomas A. Bruhin. Im Zusammenhang mit der Erforschung der Bruhin'schen Familiengeschichte und der eigenen Vorfahren ist der Autor auf die spannende und für das 19. Jahrhundert recht untypische Lebensgeschichte des Grossvaters gestossen.

Herbert Bruhin setzte sich zum Ziel, dieses bewegte Leben zum Gegenstand einer umfassenden Biographie zu machen. Um Herkommen und Stammbaum aufzuzeigen, stellt Herbert Bruhin einleitend die Wurzeln der Familie Bruhin detailliert dar. Er geht dabei bis weit ins 14. Jahrhundert zurück und macht die eigenen Vorfahren bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts in direkter Linie ausfindig. Schliesslich setzt die Lebensbeschreibung bei der Geburt von Josef Gottfried Anton Bruhin von Seewen bei Schwyz ein, der später den Klosternamen Thomas Aquinas annahm. Schon als Zögling im Benediktinerstift Einsiedeln macht sich das grosse Interesse von Josef Gottfried Anton Bruhin für Botanik und Medizin bemerkbar. Er fasst deshalb den Entschluss, nach Abschluss des Gymnasiums Medizin zu studieren. Die Mutter allerdings verlangt, dass der junge Mann ins Kloster eintritt. Aus Pflichtgefühl gegenüber seiner Mutter kommt er dem Wunsch nach. 1857 feiert er die Profess und wird Mitglied der Klostergemeinschaft. Vier Jahre später erhält Thomas Aquinas die Priesterweihe. Erste Publikationen im Bereich der Botanik erfolgen, kurz bevor er im Zisterzienserkloster Mehrerau (Voralberg) Gymnasiallehrer wird und Naturgeschichtsunterricht erteilt. Gerade als ihm der Lehrerberuf ans Herz wächst, wird er als Koope-
rator in die zum Stift Einsiedeln gehörende Probstei St. Gerold abberufen. Allein in St. Gerold verfasst Pater Thomas rund 35 biologische Publikationen. Das wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Botanik wird ihn von nun an nicht mehr loslassen.

1868 kehrte er in die Waldstatt zurück, ist aber mit sich und seinem Leben gänzlich unzufrieden. Der Wunsch nach einem Austritt aus dem Konvent verstärkt sich immer mehr. Im Dezember schreibt er nach langem Hin und Her Papst Pius IX. und bittet ihn um Gewährung zum Übertritt in den Weltpriesterstand und Entlassung aus dem Benediktinerorden. Sein Vorhaben, Weltpriester in den USA zu werden, wurde durch die Zustimmung des

Schweizer Erzbischofs von Milwaukee (Wisconsin, USA) beschleunigt. Im April 1869 reist Thomas Bruhin in die Staaten. In Amerika ist Thomas A. Bruhin an verschiedenen Orten als katholischer Pfarrer tätig und hält sich in etlichen, damals noch deutschsprachigen amerikanischen Bundesstaaten auf, um als Missionar zu wirken. Seine akribischen Forschungen im Bereich der Flora und Fauna (Ornithologie) werden laufend in amerikanischen, aber auch in europäischen Zeitungen publiziert. Die wiedererlangte Freiheit nach dem Austritt aus dem Klosterleben spornt den ehrgeizigen Wissenschaftler zu einer gewaltigen Fülle von Arbeiten auf wissenschaftlich-biologischem Gebiet an. Zurecht nennt der Autor seinen Grossvater einen «botanisierenden Missionar». Das wichtigste Werk in der Zeit des Amerika-Aufenthaltes wird das Verzeichnis der nach Christoph Columbus in Nordamerika eingewanderten Pflanzen. Nach 14 Jahren in der Fremde mit vielen positiven, aber auch negativen Erfahrungen, welche vom Autor lebhaft beschrieben werden, kehrt der Priester im November 1882 in die Schweiz zurück. Interessant ist die Tatsache, dass Herbert Bruhin den Weg seines Grossvaters in Amerika vor allem durch die Ortsangaben auf seinen umfassenden Herbarien nachvollziehen konnte.

Zurück in der Heimat wird Pfarrer Bruhin mit dem seit einigen Jahren tobenden Kulturkampf konfrontiert. Vom Basler Bischof Lachat wird er als Weltpriester ins überwiegend christkatholische Laufenburg geschickt, um dort die römischkatholische Sache zu vertreten. Doch der freigeistige Bruhin entspricht nicht den Erwartungen seiner katholischen Vorgesetzten. Er gilt als zu konsenswillig und zu liberal. Im Juli 1883 wird er deswegen als Pfarrer abgesetzt. Einen Monat später ersucht er um Aufnahme in die christkatholische Glaubensgemeinschaft, für welche er als Vikar an die Predigerkirche nach Basel übersiedelt. Schon in Laufenburg entwickelte sich eine Beziehung mit der 26 Jahre jüngeren Catharina Lüthy. Ende 1883 heiraten die beiden. Zuerst lebt die Familie in Thun, wo Bruhin als christkatholischer Seelsorger arbeitet. Nach der Geburt des ersten Sohnes Anton Oskar, des Vaters des Biographen, wirkt er kurzzeitig in La-Chaux-de-Fonds, bevor er Genossenschaftspfarrer im aargauischen Wegenstetten wird. 1889 kommt der zweite Sohn, Wilibald, zur Welt. Ein dritter Sohn, Eugen, stirbt schon nach wenigen Monaten. 1891 lässt sich Thomas A. Bruhin als Rentner in Basel nieder, wo seine Frau ein Lebensmittelgeschäft führt. In seinen letzten Lebensjahren widmet sich Thomas Bruhin nochmals intensiv seinen botanischen Forschungen und publiziert bis zu

seinem Tode eine beeindruckende Menge an Artikeln und Aufsätzen. Insbesondere ediert er ein Verzeichnis über die Pflanzenwelt von Basel des Caspar Bauhin von 1615 und macht es nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen den zeitgenössischen Botanikern zugänglich. An diesem Werk arbeitet er über zehn Jahre lang. Thomas A. Bruhin verstirbt am 8. Oktober 1895 in Basel. Eine innige Freundschaft und tiefe Gespräche mit dem Jesuitenpater Abbé Joseph Joye bringen den christkatholischen Pfarrer auf dem Sterbebett zur Einsicht, dass weder die Kirche noch das Kloster Einsiedeln die Ursache seiner Probleme waren. Einzig die falsch verstandenen religiösen Vorstellungen der Mutter, das Pflichtgefühl des jungen Wissenschaftlers und ein zeitlebens ungebrochenes Verlangen nach biologischer Forschung und nach dem Medizinerberuf bestimmten seine atypische Laufbahn als Geistlichen. Schlussendlich stirbt er innerlich versöhnt mit der katholischen Kirche.

Herbert Bruhin ist eine hochinteressante Lebensbeschreibung gelungen. Mit einer Vielzahl von Korrespondenzen, Berichten und Belegen gelingt es dem Autor, ein lebhaftes und kurzweiliges literarisches Portrait einer spannenden Persönlichkeit zu zeichnen. Die Liebe zum Detail und die Erwähnung von vordergründig als Nebensächlichkeiten erscheinenden Fakten ergeben als Ganzes ein vollständiges Bild des Einsiedler Konventualen, Missionspfarrers, christkatholischen Priesters, bedeutenden Botanikers und liebevollen Familienvaters. Die Nähe und die persönliche Bindung des Autors zur beschriebenen Person ist spürbar. Das normabweichende Lebensbild des Pater Thomas steht aber nicht nur für eine bemerkenswerte Biographie an sich, sondern auch exemplarisch für das weite Spannungsfeld der religionspolitischen Probleme zur Kulturkampfzeit. Insofern ist es Herbert Bruhin bestmöglich gelungen, die private Angelegenheit des Pater Thomas Aquinas und seine ungeheure wissenschaftliche Schaffenskraft in das Zeitgeschehen einzubetten. Ein Verzeichnis der Publikationen, diverse Stammbaumtafeln und eine Fülle von Fotoreproduktionen sowie Abbildungen von Originaldokumenten machen das Buch zusätzlich zu einer sehr informativen und spannenden Lektüre. (Michel)

Adalbert Kälin. – «Das Königin Astrid Memorial in Küsnacht am Rigi». – Schwyz, 2001. (Schwyzer Hefte, Band 77).

Ein Schwyzer Heft als Krimi? Nicht ganz, aber das 64 Seiten starke Heft ist so spannend geschrieben wie eine beste Kriminalgeschichte. Was vom Thema durchaus gegeben ist. Wie so oft, sagt der Untertitel über den Inhalt weit

mehr aus als die etwas gestelzte Überschrift. Er lautet, Spannung verheissend: «Erinnerungen an einen tragischen Unglücksfall im Jahre 1935».

Der tragische Verkehrsunfall, der sich am 29. August 1935 auf der Luzernerstrasse in Küsnacht ereignete, bewegte die ganze Welt. Der belgische König Leopold touchierte mit seinem Auto den Randstein, geriet über das Strassenbord hinaus und prallte im Abhang gegen den See hin gegen einen Baum. Königin Astrid stürzte aus dem Auto und starb auf der Unfallstelle. Der Polizeibeamte Adalbert Kälin, der Vater des Verfassers, erreichte den Unglücksort als einer der ersten. Auch die Ärzte Jucker und Steinegger leisteten rasch erste Hilfe. Sie wussten lange nicht, um wen es sich beim Lenker und bei der verunfallten Toten handelte, da «die in Betracht kommenden Personen» jede Auskunft verweigerten. Das Königspaar reiste unter einem Pseudonym. Erst ein SAC-Ausweis und die Auskunft durch dessen Sekretariat führten auf die richtige Spur.

Diese kurze Darstellung mag das Ausserordentliche dieses Verkehrsunfalls aufzeigen. Adalbert Kälin, der im Familienarchiv auf Originale zurückgreifen kann, wird den hohen Anforderungen durchaus gerecht. Er lässt zahlreiche Dokumente im Wortlaut «sprechen» und vermittelt so ein dichtes Bild über all das, was am 29. August in Küsnacht geschehen ist. So macht er die Aussagen eines Spenglergesellen zugänglich, der den Unfall miterlebte. Ferner verfolgt der Autor das Medienecho. Was er unter dem Titel «Ein Bild wird nach London geflogen» zu erzählen weiss, sei hier exemplarisch für den ganzen Inhalt aufgezeigt: Der Student Willy Rogg wurde von seinem Vater, der Amtsschreiber war, an den Unfallplatz «aufgeboten». Auch er wusste nicht, um wen es sich handelte. Da Berufsfotografen ferngehalten wurden, war Willy Rogg der einzige, der das tragische Geschehen wie das Einsargen der Königin fotografierte. Den Film liess er in Weggis entwickeln und bot das Bildmaterial der Photopress an. Die konnte sich im Gegensatz zur Associated Press nicht entscheiden. Willy Rogg raste mit dem Taxi nach Zürich und von dort auf den Flugplatz Dübendorf. Walter Mittelholzer erklärte sich bereit, das Fotomaterial nach London zu fliegen. Es war dies der erste Nachtflug von Dübendorf in die britische Metropole. Willy Rogg verzichtete auf den Mitflug. Seinen Schilderungen ist ein Bericht Walter Mittelholzers über diesen Flug beigelegt. In Wort und Bild wird auch das «Abschleppen» des Unfallautos über den See und dessen Abstellen in einer Garage sowie das Erstellen von Gutachten geschildert.

Dass mit dem Überführen des königlichen Leichnams mittels Extrazug und der Beerdigung in Bruxelles die

Geschichte dieses Unfalls nicht abgeschlossen war, wissen wir alle. Die Spannung bleibt deshalb bis fast zur letzten Seite erhalten. Adalbert Kälin weiss aber informativ die Betroffenheit und Anteilnahme der Küsnachter Bevölkerung, vor allem des aktiven Frauenverein zu vermitteln. Erwähnen wir die weiteren Stationen bis zur Gegenwart: Bau und feierliche Einweihung der Gedenkstätte am Unfallort mit der Kapelle oberhalb der Strasse. Das Land wurde übrigens kurzerhand enteignet und dem Königreich Belgien geschenkt. Dann die Auseinandersetzungen über die verkehrstechnisch bedingte Verlegung der Kapelle. Da half mit, dass die Feldmusik Küsnacht den belgischen Botschafter zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Einen weiteren Höhepunkt mit Anwesenheit der ganzen königlichen Familie brachte der 50. Todestag. Noch heute wird jedes Jahr mit einem Gottesdienst am Unglückstag des schrecklichen Ereignisses gedacht. Bis heute ist die «Astridkapelle» eine Art «Wallfahrtsort».

Adalbert Kälin, dem früheren Vorsteher des Amtes für Volksschulen, ist ein exemplarisches Schwyzer Heft gelungen. Es ist ausgezeichnet geschrieben und einmalig bebildert. Allen, denen kaum mehr bewusst ist, was die kleine Kapelle mit dem Gedenkplatz ausserhalb von Küsnacht soll, wird vor Augen geführt, dass Küsnacht und der Kanton Schwyz 1935 für einige Tage im Mittelpunkt des Weltinteresses standen. Der Rezensent erlebte, damals in Belgien weilend, den Rücktritt von König Leopold zugunsten seines Sohns Baudoin mit und die Tatsache, dass das Bild der unvergessenen Königin Astrid in keiner belgischen Wohnung fehlte. So hat er auch Verständnis für einige Romantizismen, die dem Autor unterlaufen sind. Sonst aber: Eines der besten und interessantesten Schwyzer Hefte. (Oswald)

Sankt Meginrat. Festschrift zur zwölften Zentenarfeier seiner Geburt. – Hg. von P. Dr. Odo Lang, (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige). – München, 2000.

Der Heilige Meinrad und seine Vita liegen am Ursprung des Benediktinerklosters Einsiedeln, dessen Bedeutung als Wallfahrtsort und geistiges Zentrum der katholischen Schweiz bis zum heutigen Tage ungebrochen anhält. Die älteste Lebensbeschreibung des Mönchs, der sich vor rund 1200 Jahren in die Einsamkeit des Finstern Waldes begeben hat und dort nach Jahren des frommen Wirkens meuchlings ermordet wurde, steht auch zu Beginn der von Stiftsbibliothekar P. Odo Lang herausgegebenen Aufsatzsammlung «Sankt Meginrat». Die auf der Reichenau ver-

fasste «Vita Sancti Megirati» aus dem 9./10. Jahrhundert wird im Artikel von P. Gregor Jäggi näher betrachtet und in den grösseren Zusammenhang des Reichenauer Schrifttums dieser Zeit gestellt. P. Odo Lang wiederum bietet eine Übersicht zur Meinradsliturgie, während Hansueli Etter von den wissenschaftlichen Untersuchungen berichtet, die 1984 an der Meinradsreliquie vorgenommen wurden. Der Beitrag von P. Gabriel Bunge befasst sich mit Wesen, Voraussetzungen und Ziel monchischen Einsiedlertums.

Das 326-seitige Werk öffnet seinen Blick auch auf Gnadenkapelle und Gnadenbild. Der Zürcher Kunsthistoriker Hans-Rudolf Sennhauser äussert sich zu den Vorgängerbauten der heutigen Klosterkirche im Allgemeinen und zur Gnadenkapelle im Besonderen. Markus Bamert, Hans Steiner und Georg Malin berichten aus Sicht des Denkmalpflegers und der Architekten über die Restaurierung der Gnadenkapelle 1996/1997. Dem von Hans Konrad Asper gestalteten Fassadenschmuck widmet sich P. Gabriel Kleebe in einem speziellen Beitrag.

Das Einsiedler Gnadenbild steht im Zentrum des Beitrags, den der Kunsthistoriker Linus Birchler kurz vor seinem Tod verfasst hat. Dieser Artikel wird mit Ergänzungen versehen abgedruckt. Stiftsarchivar P. Joachim Salzgeber geht in der Folge der Geschichte des gotischen Einsiedler Gnadenbildes nach, während P. Odo Lang eine Art Werkstattbericht zu den Konservierungsmassnahmen 1995/1997 verfasst hat.

Als ausserordentlich wertvoll erweisen sich die Materialsammlung von Stiftskapellmeister P. Lukas Helg zu «Meinrad und die Einsiedler Gnadenmutter in der Musik» sowie der Forschungsbericht von P. Othmar Lustenberger zu Einsiedler Pilgerzeichen, Einsiedler Kapellen und Einsiedler Gnadenbildern in aller Welt. Er hat auf dem ganzen Globus 938 Standorte / Fundorte von Einsiedler Pilgerzeichen, von Einsiedler Kapellen / Kirchen und / oder von Darstellungen der Einsiedler Gnadenmutter ausgemacht. Sie alle werden in Einzelkategorien unterteilt aufgeführt. In übersichtlicher Art und Weise führt Helg Messen, Motetten, Gesänge, Lieder und anderes mehr an, die zu Ehren Meinrads oder der Einsiedler Gnadenmutter komponiert wurden.

Der gefällig gestaltete Band überzeugt durch die Mischung aus Überblicksartikeln, Beiträgen zu spezifischen Fragen, Berichten zu den Restaurierungsarbeiten und eigentlichen Materialsammlungen. Er bietet theologisch, kirchengeschichtlich, kunsthistorisch wie historisch interessierten Leserinnen und Lesern viel Neues und Aufschlussreiches. (Meyerhans)

Lang, P. Odo OSB. – Der Mönch und das Buch. Eine kleine Festgabe zum Abschluss der Neugestaltung und Restaurierung der Stiftsbibliothek. – Einsiedeln, 1999.

Die Stiftsbibliothek Einsiedeln ist bekanntlich eine der bedeutendsten mittelalterlichen Klosterbibliotheken der Schweiz. Bei der aufwändigen Restaurierung und Modernisierung der verschiedenen Abteilungen wurden in den vergangenen Jahren die Bedingungen der Konservierung entscheidend verbessert. Dies geschah im Rahmen eines umfangreichen und kostspieligen Projektes, das Besucher und Benützer beeindruckt. Zur Fertigstellung dieser umfangreichen und umfassenden Bauten ist eine Festschrift aus der Feder des engagierten heutigen Stiftsbibliothekars, P. Dr. Odo Lang, erschienen. Es handelt sich erfreulicherweise hier nicht nur um einen nüchternen Baubericht, sondern vielmehr um eine Schrift, die auch den mentalen und geistlichen Zusammenhang der Klosterbibliothek ins Licht rückt. In seinen grundsätzlichen Ausführungen geht der Stiftsbibliothekar auf die Beziehung des Mönches zum Buch ein, die grundgelegt ist im Christentum als Buchreligion, mit der Bibel, die auch der Bibliothek («bibliotheca» = die Bibel) den Namen gegeben hat. Das Buch spielt auch im geistlichen Alltag, in der geistlichen Lesung und in der klösterlichen Bildung und Wissenschaft eine zentrale Rolle. In der Bibliothek finden sich die Schulbücher, zunächst als Handschriften, dann auch als gedruckte und wissenschaftliche Publikationen. Die geistliche Lesung hat in der Benediktsregel einen zentralen Wert. Die wertvollsten und am schönsten ausgeschmückten Bücher wurden aber für den Gottesdienst hergestellt, die «Laus Dei», wobei vom Autor Codex 121 und die Manuskripte der Gregorianik zusammen mit den liturgischen Handschriften, Psalterien, Evangelien sowie die Kirchenväter besonders herausgestellt werden.

Das zweite Kapitel setzt das Buch in den Zusammenhang des Raumes. Es lässt die mittelalterliche Bibliothek sowie den Barocksaal mit der Erweiterung der Bibliothek von 1738 Revue passieren. Es berichtet zudem von der 1871 vorgenommenen Bibliothekssanierung und weiteren Veränderungen. Den durch die Anforderungen heutiger Konservierungstechnik nötigen baulichen Massnahmen ist ein zweiter berichtender Teil gewidmet, der den heutigen Zustand, illustriert durch aufschlussreiche Photographien, sachlich beschreibt. Einen Blick in die Zukunft wirft ein drittes Kapitel, das aber auch die Geschichte und den Ablauf der Sanierungen vorstellt, den langen Weg von den ersten Massnahmen über das Vorprojekt zur Verwirklichung, wobei neue technische Einrichtungen, wie Kultur-

güterschutzraum und Lift, eingebaut wurden. Auch in Einsiedeln ist natürlich die Elektronik eingezogen. Es geht hier, wie anderswo, zentral um die Konservierung und Sicherung, aber auch um die Erschliessung der Bestände, eine Aufgabe, die noch im angebrochenen 21. Jahrhundert weitergeführt werden muss. Einsiedeln hütet eine Bibliothek, die immer wieder nicht nur von Mönchen, sondern auch von auswärtigen Wissenschaftlern benutzt wurde, und aufgrund von deren Beständen zahlreiche Forschungen angestellt und Publikationen gedruckt wurden. Eine chronologische Übersicht erleichtert die Orientierung.

Es ist dem Stift Einsiedeln für sein Engagement und seine vorwärtsgewandte Bibliothekspolitik zu gratulieren und zu danken, und es ist zu hoffen, dass die Bibliothek, wie übrigens das Archiv, auch weiterhin als Schatzkammer europäischen Kulturerbes und Quelle fruchtbaren Forschens und Publizierens dient. Die wohl illustrierte Publikation beginnt mit einem Geleitwort des jetzigen Abtes, Georg Holzherr, sowie einem Vorwort des verstorbenen Franz J. Wagenhäuser, ehemaliger Präsident der Vereinigung der Freunde des Klosters Einsiedeln. (Vogler)

Jäger-Werth, Hans Ulrich. – 100 Jahre evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Einsiedeln – Einsiedeln, 2000.

Die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Einsiedeln feierte am 5. November 2000 ihr 100jähriges Bestehen. Ihr langjähriger und erster vollzeitlicher Seelsorger, Dr. Hans Ulrich Jäger-Werth, machte der jubilierenden Kirchgemeinde das wohl schönste Geschenk. In einem beachtlichen Band von 168 Seiten hat er ihre Geschichte gut dokumentiert niedergelegt. Hans Ulrich Jäger hat ein Buch verfasst, das religionsgeschichtlich über den Wallfahrtsort Einsiedeln hinaus von einiger Bedeutung ist. Die Geschichte der Einsiedler Reformierten dürfte, vom «Eindringen» in ein katholisches Zentrum einmal abgesehen, in ihren Anfängen exemplarisch sein für die Entwicklung reformierter Glaubensgemeinschaften im Kanton Schwyz.

Pfarrer Jäger hat ein in mancher Hinsicht interessantes Buch verfasst. Natürlich lassen sich Kleingestricktes wie der Streit wegen der Kanzel oder Dissonanzen nicht vermeiden. Am 26. Dezember 1900 fand in der Aula des Brüelschulhauses der erste protestantische Gottesdienst statt. Es lebten damals gemäss Volkszählung 83 Protestanten in Einsiedeln, etwa 35 kamen zum Gottesdienst, den der Pfarrer Oskar Weyermann hielt. In der Folge weilte er etwa alle sechs bis acht Wochen in Einsiedeln.

Wann genau die Kirchgemeinde gegründet wurde, lässt sich nur ahnen. Die erste Versammlung fand am 31. Dezember 1901 statt. Der erste Vorstand wurde am 18. Mai 1902 gewählt. Die Kirchgemeinde existierte zu Beginn als einfacher Verein. An der Wiege der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Einsiedeln stand der «Protestantisch-kirchliche Hilfsverein» im Kanton Zürich. Ohne dessen finanzielle und auch organisatorische Hilfe hätte die Kirchgemeinde Einsiedeln bis in die Gegenwart nicht bestehen können. Die an der Spitalstrasse 1943 eingeweihte Kirche mit Pfarrhaus wäre ohne die Mithilfe der Zürcher Landeskirche nicht möglich gewesen. Besondere Verdienste um das Zustandekommen der Kirche erwarb sich der spätere bekannte Zürcher Pfarrer Peter Vogelsanger.

Während längerer Zeit wurden die Einsiedler Reformierten seelsorglich von Oberarth aus betreut. 1938 wurde die Verbindung mit dem Pfarramt Höfe gesucht. Pfarrer Vogelsanger war der erste, der von Wollerau nach Einsiedeln kam. 1968 kündigten die Höfner den Einsiedlern die gemeinsame Pastoration auf. Die Lösung fand man jenseits der Kantonsgrenze in Hütten. Pfarrer Hans Ulrich Jäger übernahm das Pfarramt Einsiedeln 1970 zusätzlich. 1973 wurde für Einsiedeln ein eigenes Pfarramt beschlossen. Der Entscheid wurde nicht im Klosterdorf, sondern (immer noch) in Zürich gefasst, von wo drei Viertel der benötigten Finanzen zur Verfügung gestellt wurden. Dass Hans Ulrich Jäger von Hütten nach Einsiedeln wechselte, war ein Glücksfall. Er fand rasch Anerkennung weit über seine Glaubensgemeinschaft hinaus.

Für die Zürcher Landeskirche und den Hilfsverein dürfte das Abhalten von Gottesdiensten in der katholischen Hochburg Einsiedeln ein besonderes Anliegen gewesen sein. Dass die Einsiedler Behörden Saal und Klavier ohne Hin und Her für Gottesdienste zur Verfügung stellten, wurde ausdrücklich anerkannt. Damit kündigte sich etwas an, was das Zusammenleben von Katholiken und Reformierten in Einsiedeln zunehmend und bis heute prägt. Nicht umsonst hat Hans Ulrich Jäger ein wichtiges Kapitel mit Ökumene überschrieben. Während Jahrzehnten gehörten musikalische Auftritte des «Duo Geistlich» zu jeder Einweihung. Die Pfarrherren Pater Maurus Burkard und Hans Ulrich Jäger bliesen sowohl die Trompete als das Alphorn. Ein gehöriger Fernseauftritt war ihnen sicher. Und der Abt des Klosters Einsiedeln, Dr. Georg Holzherr, nahm sowohl an den Jubiläen der Kirche wie der Kirchgemeinde teil.

Diese Aufgeschlossenheit prägt auch das Buch «100 Jahre evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Einsiedeln». Es

lohnt sich darin zu lesen. Da nimmt man das Augenzwinkern des Verfassers wahr, wenn er von all den kleinen Dingen erzählt, die in der Frühzeit der reformierten Einsiedler Gemeinschaft halt auch wichtig waren. Die Leser erhalten aber auch einen tiefen Einblick in das rege Gemeindeleben.

Hans Ulrich Jägers Geschichte der Einsiedler Reformierten liest sich leicht und ist gut illustriert. In ihrer Komplettheit ist sie nicht nur beispielhaft, sondern auch ein nicht zu unterschätzendes Stück regionaler Zeitgeschichte mit soziologischem Einschlag. (Oswald)

Mehrere Autoren. – Suworow-Atlas. – Zürich, 2000.

Suworows Alpenfeldzug im Jahr 1799 zählt zu den bekanntesten militärischen Ereignissen in der Schweiz. Er erregte und erregt Bewunderung und Erstaunen. Die enorme Leistung verblüfft, selbst wenn sie militärisch nichts gebracht hat. Denn wegen der Niederlage in der Zweiten Schlacht bei Zürich wurden die Truppen der Koalition von den Franzosen aus dem Mittelland verdrängt, Suworow musste einen Ausweg aus seiner bedrängten Lage in der Innerschweiz und später in Glarus finden. Im Nachgang erarbeitete eine russische Offiziersgruppe in den Jahren 1803/04 den «Atlas Suworow» als kartographische Folge dieses Feldzugs. Der Atlas zeigt in 28 Farbtafeln den Zug Suworows vom Tessin über die Innerschweiz und Glarus bis nach Graubünden über die Pässe Gotthard, Kinzig, Prigel und Panixer mit den vielen Gefechten gegen die französische Armee (inkl. den Aufstellungen der Truppen). Zwei Bände – ein Kommentarband sowie die Gefechtsberichte und die wissenschaftlichen Beiträge der RGWIA (das Russische Staatliche Militärhistorische Archiv) – runden die erstmalige und höchst verdienstvolle Ausgabe des «Atlas Suworow» ab. Die Wiedergabequalität der Karten ist ausgezeichnet.

Der Betrachter verfolgt den Zug wie die Gefechte mit grossem Interesse; man muss sich immer wieder vor Augen halten, dass die Kommunikationsmittel vor 200 Jahren sehr eingeschränkt waren, und auf der Seite der Koalition wurde russisch und deutsch gesprochen. Das Schweizerdeutsch der Einheimischen bereitete viele Schwierigkeiten, das erklärt möglicherweise den einen und andern Entschluss, der nicht leicht verständlich ist. Höchst aufschlussreich sind die Gefechtsberichte (dabei handelt es sich um zeitgenössische Aufzeichnungen) und der Beitrag von Alexej Wassiljew. Darin beschreibt er Suworows Zug, diskutiert die offenen Fragen und ordnet ihn in den grösseren Zusammenhang ein. Die wichtigste Frage, warum hat Suworow den Weg über den Gotthard und durch die

Innerschweiz genommen, obwohl zwischen Flüelen und Brunnen keine Strasse bestand, kann er letztlich nicht klären. Aber er liefert überzeugende Indizien, dass Suworow von der Existenz dieser Strasse ausging, sie war auf der Reilly-Karte von 1797 eingezeichnet. (Horat)

Horat, Heinz. – Bauen am See. Architektur und Kunst an den Ufern der Zentralschweizer Seen. – Luzern, 2000.

Heinz Horat legt mit diesem Buch eine faszinierende Kulturgeschichte vor. Die inhaltliche Vielfalt ist so gross, dass der Autor zu Recht bemerkt, der Titel gebe den Inhalt nur unvollständig wieder. Im Mittelpunkt stehen die Uferlandschaften des Vierwaldstätter- und Zugersees, die andern Zentralschweizer Seen werden fallweise beigezogen. Die Themenpalette reicht von der Aussicht über das Ufer, Landschaft und Park, See- und Landstrassen und ihre Begleiter, die Siedlung am Wasser, Gewerbe und Industrie, Tourismus und Freizeit und das Haus am See bis zu Kunst am See. Die Gliederung in klar definierte Kapitel ermöglicht den Blick in die Tiefe, die eine und andere Fragestellung wird mehrfach aufgenommen. Der See und die ihn umgebende Landschaft musste und muss ganz unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht werden: Lebens- und Wirtschaftsraum, Erholungsraum, künstlerisch-architektonischer Raum. Es ist klar, dass die verschiedenen Forderungen teilweise zu Konflikten führten und führen. Der Bau von Hotels und Infrastrukturanlagen (z. B. Bahnen) kann den Erholungswert beeinträchtigen, die erste Kritik aus Heimatschutzkreisen richtete sich gegen den überbordenden Tourismus (etwa 1906).

Immer wieder kommt der Autor auf grundlegende Bedingungen/Voraussetzungen zu sprechen: Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein verband der See die Menschen, der Verkehr wickelte sich auf dem See ab (Strassen- und Eisenbahnbau folgten nachher), erst der Tourismus brachte eine Änderung der Bauweise hin zum See, bis ins 19. Jahrhundert hinein veränderte sich die Uferlinie. Prägende architektonische Beispiele stammen aus der Blütezeit des Tourismus, die gewerblichen Bauten folgten ihren eigenen Anforderungen. Einen speziellen Akzent setzen Bauten von Privaten (Villen und schlossähnliche Gebäude). Den vielen Illustrationen kommt ein wichtiger Stellenwert zu, der Band ist reich und reichhaltig illustriert. Sie erhöhen die Anschaulichkeit und belegen die Ausführungen im Bild. Als Bildquellen benutzt Horat Stiche, Fotos (historische und aktuelle) und Werbeprospekte. Die Wiedergabequalität, besonders bei den farbigen Stichen, ist hervorragend, die historischen Fotos zeigen eine untergegangene

Welt. Auch wenn die Innerschweiz von aussen betrachtet einen kleinen Raum darstellt, so zeigt auch dieses Buch die Vielfalt und die Unterschiede. (Horat)

Michel, Kaspar (und weitere Autoren). – «Die 29er». – Schwyz, 2000. (Schwyzer Hefte; Band 76).

Erneut ein Schwyzer Heft, dessen Umfang (96 Seiten) das gewohnte Ausmass weit überschreitet. Weder der lapidare Titel noch der Untertitel (Geschichte und wehrpolitisches Umfeld des Gebirgsinfanterie-Regiments 29) lassen einen, der seinen Dienst ausserhalb der «29er» tat, kaum ahnen, dass es sich da um einen Jubiläumsband zum 125jährigen Bestehen des traditionsreichen Schwyzer Regiments im Jahre 2000 handelt. Zu dieser Schrift haben neben dem Historiker Kaspar Michel – er verfasste die Regimentsgeschichte – Erwin Horat, Bruno Lezzi und Oswald Schwitter Beiträge verfasst und zusammen einen bemerkenswerten Band zustande gebracht. Kunststück, dass er bereits vergriffen ist und der Rezensent sich «irgendwo» ein Exemplar beschaffen musste.

Was erfahren wir an Fakten? Sehr viele. Einmal die recht geradlinig verlaufende Geschichte des Regiments, dessen Stammeinheiten die Schwyzer Bataillone 72 und 86 sind. Die 72er stammten im Gründungsjahr 1875 aus den Bezirken Einsiedeln, March und Höfe. Sie waren anfänglich dem Zürcher Regiment 24 zugeteilt. Die 86er hingegen waren seit dessen Gründung 1875 zusammen mit den Bataillonen 85 (Uri) und 87 (Glarus) Teil des Regiments 29. Das war bei den 72ern dann ab 1902 der Fall. Das dritte Bataillon wechselte verschiedentlich, bis 1952 das Zuger Bataillon 48 zu den 29er stiess. Seine heutige Zusammensetzung erfuhr das Schwyzer und Zuger Regiment 1962, indem Spezialkompanien im Bataillon 29 zusammengefasst wurden.

Einen Hauch alte Eidgenossenschaft vermittelt der erste Kommandant des Infanterieregiments 29. Hermann Diethelm (1836–1898) war Sohn des bekannten Märchler Politikers Melchior Diethelm, der bei der Kantonsteilung eine bedeutsame Rolle spielte. Sein Sohn Hermann erhielt mit 16 Jahren das Leutnantsbrevet. Mit 20 Jahren war er bereits Hauptmann. Als Oberstleutnant übernahm er 1875 das neugeschaffene Regiment. Zum Oberst ernannt wurde er nach Abgabe des Kommandos. Später befehligte Diethelm die Innerschweizer Brigade 8.

Blieben wir noch ein paar Zeilen bei den Kommandanten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts finden wir vermehrt Schwyzer und Zuger an der Spitze des Regiments. Allen voran ist der spätere Bundesrat Hans Hürlimann zu

nennen. Andere stiegen die militärische Leiter noch weiter hinauf. An erster Stelle sind die beiden Schwyzer Korpskommandanten Georg Reichlin (1917–1991) und Simon Küchler (*1937) zu erwähnen. Sie werden in diesem Band kurz porträtiert. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien auch der aus Einsiedeln stammende Divisionär Fritz Husi und die Brigadiers Paul Tschümperlin (Schwyz) und Claus Cramer, der um den Pragelpass verdiente Ehrenbürger von Muotathal, genannt. Auch eine absolute Rarität hat das Regiment 29 aufzuweisen. Mit Iwan und Bruno Rickenbacher wurde es nacheinander von zwei Brüdern kommandiert. Heutiger Kommandant ist mit Karl Walker der ehemalige Schwyzer Polizeikommandant. Sein Vorgänger Urs Hürlimann ist als Polizeikommandant des Kantons Zug sein jetziger Vorgesetzter.

Das Schwyzer Heft 76 schreibt nicht einfach ein Kapitel Schwyzer Wehrgeschichte. Dem sind die Autoren geschickt ausgewichen. Besser wäre es wohl, von einer Geschichte der Schwyzer Wehrpflichtigen zu sprechen. Während offenbar über die ersten Jahrzehnte wenige Fakten vorliegen und auch über die fünf Ablösungsdienste im Ersten Weltkrieg und den «Ordnungsdienst» während des Generalstreiks recht distanziert berichtet wird, gewinnt die Regimentsgeschichte umso mehr an Farbe, je näher sie der Gegenwart rückt. 1974 erschien erstmals der «Regiments-Spatz». Er war die gesamtschweizerisch erste Regiments-Zeitung.

Ausführlich wird über die Feiern zum 100jährigen Bestehen der beiden Schwyzer Bataillone Bericht erstattet. Kommandanten waren damals der nachmalige Korpskommandant Simon Küchler (72) und der spätere Brigadier Paul Tschümperlin (86). Sie haben über die Feiern in Schwyz und Lachen selber geschrieben. Spannendes weiss Simon Küchler zu erzählen. Sein Geb Füs Bat 72 war insgeheim und kurzfristig für die Bewachung einer Konferenz in Genf vorgesehen. Das hätte Verzicht auf die Jubiläumsfeier bedeutet. Das Abkommen zwischen Israel und Ägypten wurde dann aber andernorts unterzeichnet.

Diese Beispiele mögen aufzeigen, dass die Geschichte des Geb Füs Rgt 29 durchaus spannend sein kann. Für die Wehrpflichtigen dürfte das Nachvollziehen der eigenen Dienstleistungen während der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg besonders ansprechend sein. Für diese Zeit bildet der Band eine wahre Fundgrube.

Die Besprechung wäre nicht vollständig, würde nicht auch über den Zweiten Weltkrieg geschrieben. Dies fällt deshalb leicht, weil neben dem Einsatz des Regiments 29 ein hochinteressanter Beitrag von Oswald Schwitter die

«Reduit-Festungswerke der 6. Division zwischen Etzel und Rigi» beschreibt. Die Schwyzer Truppen wurden von dieser Bautätigkeit nicht erfasst, leisteten sie ihre zehn Aktivdienste doch andernorts, nicht zuletzt im Tessin. Dennoch sind Schwitters Ausführungen in ihrer Detailtreue für Nichteingeweihte eine Entdeckung. Praktisch für jedes Geschütz der für die Verteidigung der dem Zürichsee und dem Kanton Zug zugewandten Flanke vorgesehenen Truppen wurde eine feste Stellung gebaut. Imposant die Panzersperren und die unterirdischen Systeme. Insgesamt erhielt die 6. Division für den Bau von Verteidigungstellungen zwischen 1940 und 1944 Kredite von 15,9 Millionen Franken. Viele dieser Werke sind erhalten. Sie sollen durch die Stiftung Schwyzer Festungswerke teilweise erhalten werden.

Beachtenswert sind auch die beiden weiteren Beiträge. Erwin Horat misst «Das politische Umfeld des Gebirgsinfanterie-Regiments 29» kompetent aus. Interessant seine Zusammenstellung der (meist negativen) Schwyzer Abstimmungsentscheide zu Militärvorlagen im 19. Jahrhundert. Offen setzt sich Bruno Lezzi mit dem Thema «Die Armee im Wandel der Zeit», also mit ihrer Wahrnehmung durch Öffentlichkeit und Bevölkerung auseinander. Da hat sich, wie wir alle wissen, einiges geändert. Bleibt die von Kaspar Michel an den Schluss seiner Regimentsgeschichte gestellte Frage auch hier zu erwähnen. Bildet das hier besprochene Schwyzer Heft den Schwanengesang für das Geb Inf Rgt 29? Wird es mit «Armee XXI» abgeschafft, oder wird es gar zur Brigade «befördert».

Diese Zeilen vermögen hoffentlich den Eindruck zu vermitteln, dass es sich beim Heft «Die 29er» um einen sehr lesenswerten und für die neuere Geschichte des Kantons nicht unbedeutenden Band handelt. Neben den durchaus gekonnt geschriebenen Beiträgen sind die teilweise hochinteressanten Illustrationen hervorzuheben. Erstaunlich, dass sie just für die letzten Jahre wenig(er) aussagekräftig sind. Trotzdem, «Die 29er» sollten in jedem Schwyzer Bücherregal stehen. So man das Heft noch bekommt. (Oswald)

Kläger, Markus. – Faszination Maske. Masken und Sagen. – Pfäffikon, 2000.

Der Künstler Markus Kläger hat sich einen doppelten Traum erfüllt: Vor 30 Jahren seine Ausbildung zum Bildhauer an der Schnitzerschule Brienz und zum 50. Geburtstag die Herausgabe eines Bildbandes über die Maskenlandschaft der Schwyzer Bezirke March und Höfe. «Faszination Maske – Masken und Sagen» heisst das Werk, das auf 120

Seiten 47 Masken festhält, vorzüglich präsentiert vom Fotografen Urs Kaiser. Kurze Texte halten die Besonderheiten der Masken, die Geschichte der Fasnachtsgruppen und einige überlieferte oder auch nur «nachempfundene» Sagen fest. Bilderbogen von der Strassenfasnacht beider Regionen belegen zudem auf eindruckliche Weise die Buntheit und Ausgelassenheit des fasnächtlichen Treibens.

Der aus Mosnang stammende Künstler kam 1974 nach Wollerau in die Werkstatt von Josef Blattmann sel., dem Schöpfer der unverwechselbaren Wollerauer Hexe. Seit 1977 besitzt Kläger ein eigenes Atelier für Holzbildhauerei; seit 1979 befindet sich seine Werkstatt in Pfäffikon. Neben Masken gestaltet der Künstler auch andere figürliche und abstrakte Objekte in Holz. Doch der Fasnacht kommt in seinem Schaffen zentrale Bedeutung zu; hier verbindet er mit grossem Gespür Handwerk und Kreativität und formt daraus ausdrucksstarke Gesichter in Holz. Zu seinem privaten «Fasnachtsschatz» zählt auch eine sehr umfangreiche Sammlung von Masken und lebensgrossen Fasnachtsfiguren.

So hat Markus Kläger in gut zwei Jahrzehnten die einheimische Maskenlandschaft nachhaltig beeinflusst – durch die Wiederbelebung alter oder die Nachbildung traditioneller Masken (Domino und Rölly), vor allem aber auch mit über einem Dutzend Neuschöpfungen wie die Höfner Narre, die Etzel-Häx und der Etzel-Tüfel (Pfäffikon), die Lachner Zigerchrütler, aber auch mehreren Hexengestalten wie etwa die Rufiwaldhexe (Buttikon), die Risetä-Häx (Galgenen) oder das Häxä-Mandli (Siebnen) usw. Mehrere Fasnachtsgruppen schnitzten ihre Masken unter Anleitung von Markus Kläger auch selber; die Zwickdröhtler (Pfäffikon), die Lochsteinhexe (Buttikon) und die seniili Bettflucht Clique (Lachen) gehören dazu.

Der Bildband «Faszination Maske» ist ein rundum gelungenes Werk, welches das Schaffen des Künstlers Markus Kläger und die Maskenlandschaft der Höfe und March eindrucklich dokumentiert. (Steinegger)

Leu, Roger. – 75 Jahre Landwirtschaftliche Schule Pfäffikon. – Pfäffikon, 2000.

Die Geschichte und Entwicklung der landwirtschaftlichen Aus- und Weiterbildung in den vergangenen Jahrzehnten widerspiegelt auf eindruckliche Weise sowohl die markanten Veränderungen im einst bedeutenden Primärsektor als auch im Kanton. So haben innert 60 Jahren im Kanton Schwyz technischer und wirtschaftlicher Fortschritt die 1939 registrierten 4343 Landwirtschaftsbetriebe im Jahre 2000 auf 2049 Einheiten schrumpfen lassen.

Als 1925 die Landwirtschaftliche Schule Pfäffikon mit dem ersten Fachkurs startete, war Schwyz angesichts der leeren Staatskasse heilfroh darüber, dass hier Mönche vielfältigen Einsatz und das Kloster Einsiedeln finanzielle Unterstützung leisteten und Menzinger Schwestern bis 1979 die Hauswirtschaftsschule leiteten. Nicht verwunderlich, dass hier der Grundsatz «ora et labora» und starke Persönlichkeiten den Alltag prägten. Zudem wirkte die Schule, was die Schülerzahlen belegen, von Anfang an weit über die Kantons Grenzen hinaus. Alles begann jedoch bescheiden in der alten Schlossmühle Pfäffikon (heute Gemeindehaus); 1939 folgte der Neubau am Römerrain für 200 Schüler, 1946 erwarb das Kloster das Areal der alten Seidenfabrik und erstellte 1986 einen Erweiterungsbau. Ab 1968 verstärkte der Kanton sukzessive sein finanzielles Engagement, übernahm 1980 Betriebsrechnung und Inventar und erwarb schliesslich 1992 die «Landi» vollumfänglich.

Diesen Verlauf zeichnet die reich bebilderte Jubiläumsschrift «75 Jahre Landwirtschaftliche Schule Pfäffikon» nach, wobei sie sich in Form und Inhalt gegenüber gängigen Imprimaten wohltuend abhebt. Sie dokumentiert auf 80 Seiten reichhaltig und präzise, setzt Schwerpunkte und erwähnt Details, blickt aber auch voraus, was Landwirte und Bäuerinnen erwartet und welche Bedeutung künftig der Betriebsberatung zukommt. (Steinegger)

Huber, Willy. – Feldmusik Seewen 1901–2001. – o. O., 2001.

Mit der Festschrift zum 100-Jahr-Jubiläum legt die Feldmusik Seewen ihre erste umfassende Vereinschronik vor. Man darf es vorweg nehmen: Es ist keine nüchterne Aufzählung wichtiger Daten und Anlässe oder eine Abfolge von Anekdoten und Geschehnissen aus dem Vereinsleben. Vielmehr kommt das überaus lesenswerte Gemeinschaftswerk in einer pfiffigen, lockeren Gestaltung daher, die Chronologie der unentbehrlichen Eckdaten ist mit einem überaus reichen Bildmaterial unterlegt, und so lesen sich die hundert Jahre Vereinsalltag wie eine eigentliche Dorfgeschichte.

Erstaunlich: Bereits ein Jahr nach der Gründung am 21. Januar 1901 stecken die vierzehn Musikanten in einer Uniform, geben nach zwei Jahren ein zwölf Titel umfassendes Konzert im Gasthaus «Bären» zu Schwyz und nehmen 1905 am Kantonalen Musikfest in Lachen teil. Eine rasante Entwicklung des Vereines, die fast parallel zu derjenigen des Dorfes steht. Der Erste Weltkrieg hinterliess wie in manch anderem Verein auch bei der Feldmusik Seewen Spuren, sprach man doch 1916 konkret von einer Vereins-

auflösung. Mit wiedergewonnenem Lebensmut nahmen die Musikanten aber davon Abstand und meisterten 1919 in einem begeisterndem Konzert dieses Tief. Es liessen sich noch andere Höhenflüge, z. B. in Form der berühmten «Christbaumfeiern» aufzählen; ebenso könnte aber auch von weiteren Rückschlägen, konkret von einer Vereinsspaltung, berichtet werden. Herausgegriffen sei aber ein Detail: Wohl nicht mancher Verein kann sich rühmen, dass es ein ehemaliges Aktivmitglied bis zur Würde eines Ständeratspräsidenten brachte (Dr. Dominik Auf der Maur).

In der Festschrift hat die Feldmusik Seewen alle ihre verstorbenen und ehemaligen Mitglieder verdientermassen gewürdigt und liess deren Taten in den letzten 100 Jahren noch einmal aufleben. Mit diesem während 100 Jahren gewachsenen Fundament, seinen musikalischen Aktivitäten sowie dem Engagement im Dorfgeschehen sieht der Verein voll Tatendrang seinem zweiten Jahrhundert entgegen. (Inderbitzin)

1901–2001. 100 Jahre Musikverein Sattel. – Schwyz, 2001. Keine vier Monate nach der Gründung der Feldmusik Seewen begann ein weiterer Musikverein im Bezirk Schwyz seine Laufbahn. Am 4. Mai 1901 versammelten sich ein paar Idealisten in Sattel und gaben ihrem Verein den Namen «Harmonie Sattel». Wenn sich der Umfang der Schrift zum 100-Jahr-Jubiläum, gemessen an der Seitenzahl, mit einem runden Viertel gegenüber derjenigen von Seewen begnügt, lässt sich auch hier eine erstaunliche Duplizität von Ereignissen herauslesen. Erwähnt sei z. B. der Einschnitt, den der Erste Weltkrieg mit einem praktischen Erlahmen der Vereinstätigkeit brachte. Gemächlicher dagegen nahm man es auf dem Sattel mit der Teilnahme am ersten Musikfest (1929) oder mit dem Anschaffen der ersten Uniform, die man sich erst 1935 leisten konnte. Mittlerweile ist auch hier ein Gleichstand festzustellen, beide Vereine besitzen nun ihre fünfte Uniform.

An der Gotthardbahn (lies Seewen) wie auch an der Südostbahn (Sattel) ist der Musikverein nicht mehr aus dem Dorfleben wegzudenken. Nebst seinem vielfältigen musikalischen Engagement führen die Sattler Musikantinnen und Musikanten seit mehr als einem Vierteljahrhundert das berühmte «Sattlerfäscht» durch und dürfen hier auf eine eingeschworene Festgemeinde zählen. Wie allerorten ist auch der Musikverein Sattel einem beständigen gesellschaftlichen Wandel ausgesetzt. Aber als ein im Dorf verwurzelter Verein darf er mit Zuversicht ins zweite Jahrhundert seiner Vereinsgeschichte starten. (Inderbitzin)